Er verabscheut die üblichen Narkotika und erzählt dafür jeweils vor der Operation einige fürchterlich alte Witze

Autor(en): **Leutenegger, Emil**

Objekttyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **77 (1951)**

Heft 7

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Nutzungsbedingungen

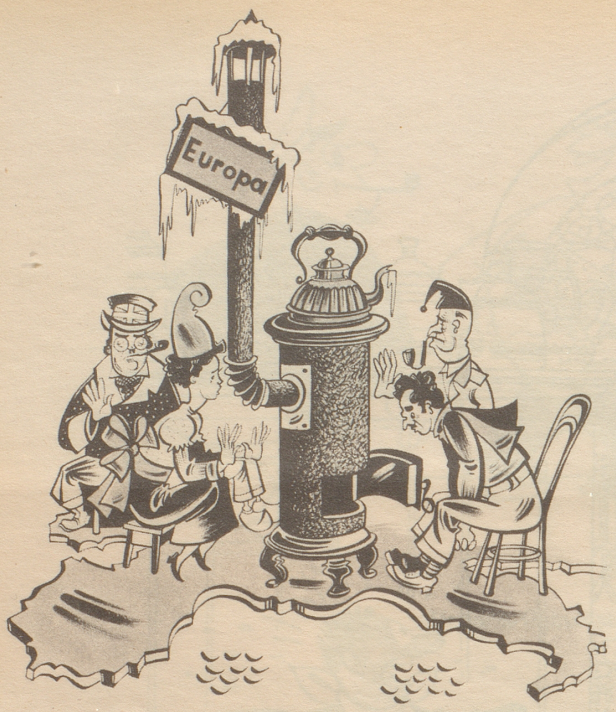
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Die wieder aufgebaute Industrie bedarf dringend der Kohle.

Chuum isch s Öfeli gflickt fehled wider d Chole!

E. Leutenegger

Er verabscheut die üblichen Narkotika und erzählt dafür jeweils vor der Operation einige fürchterlich alte Witze.

Die Dichterin

Die Muse, die Rosige, mit den veilchenblauen Augen und der zarten Haut eines jungen Schweinchens, hat ein Herz voller Sanftheit und Milde. Sie küßt nicht nur schöne Lockenträger mit Oliventeint, nicht nur die hohe Stirn des Asketen mit den schmalen Schläfen, sondern hie und da in komischer Verirrung auch die welken Lippen einer alten Jungfer. Da sitzt sie im Café vor mir, eine Brosche aus der Zeit des Biedermeier an der hochgeschlossenen Bluse, einen Haarknoten im Nacken und eine goldgefaßte Brille auf der Nase, eher eine Fürsorgetante, als eine vom Parnaß Herabgestiegene. Sie trinkt ein Glas Tee, hat ein paar Zeitungen vor sich liegen. Doch diese abgelegte Makulatur ist ihr nur die Matratze für das Neue, denn obendrauf liegt ein Blatt unschuldigen, reinen, weißen Papiers. Mit hurtigem Bleistift wirft sie drauf was der Augenblick ihr schenkt. Bald schaut sie singend zum Fenster hinaus und erwägt, ob sie die Möwe, die Graue, mitnehmen will auf diese Exkursion ins Hohe und Dichterische. Bald sieht sie sich im Café um und läßt sich von den Serviertöchtern, die müßig plaudernd an einem Tischchen sitzen und Papierservietten falten, ein paar Gedanken souffleren. Dann streift sie den jungen Medizinstudenten, der an ihrem Tisch vorbei geht, mit einem bewundernden Blick. Jetzt legt sie für einen Augenblick den Bleistift hin. Sie gönnt ihm eine Ruhepause. Der Student hat ihr ein paar flammendrote Gedanken, etwas Wildes und Bacchantisches eingegeben. Möwen und Serviertöchter, bleiche Nebel und verdrossener Himmel schiebt sie beiseite. Sie läßt nußbraune Neger mit glänzenden Körpern und phantastischem Kopfschmuck um ein prasselndes Feuer tanzen. Sie kommandiert dem Löwen im Busch zu brüllen. Sie schiebt einen überlebensgroßen gelben Mond am Himmel ihrer Phantasie langsam aufwärts. Sie kokettiert mit dem Kraftvollen und Mächtigen. Dann aber schiebt sie diese schönen Träume wieder in die Schublade der Zaghaftigkeit und bleibt beim Gangbaren und Herzigen. Sie legt vor das Fenster grauen Nebel. Sie läßt es im Café leise nach Tannadeln duften. Die Serviertöchter müssen mit Rosabändern Weihnachtspäckchen schnüren und der Student denkt eben an sein altes Mütterchen im fernen, verschneiten Dorf. Die Arme hat den Kuß der Muse nicht gespürt, jenen Kuß, der das Verschüttete und Verborgene weckt, der das Gemüt aufreißt und der Frechheit einen Weg schafft, der dem Gangbaren und Geduldeten einen Fußtritt gibt. Die Dichterin mit dem matten Blut dringt nicht in das Dickicht der menschlichen Seele ein, sondern läßt sich in der Gartenlaube nieder und besingt mit dünner Stimme die Sternelein und den sanften Mond.

K. Simir

Der Rhum mit dem feinsten Aroma

Bern sieht ziemlich fern ...

(Die Radiogenossenschaft Bern warnt vor dem Fernsehen. Es würde den Schweizer schädlichen fremden Einflüssen unterwerfen ...)

Wir glaubten, die Gefahr sei rot
Und wußten nicht, daß überdies
In unsrer Zukunft, grau und mies,
Ein – ach – so böses Uebel droht.

Wir lebten bisher eingeschnürt
Und holten Geistesnahrung nur
Musik, Film, Kunst und Lit'ratur –
Im eignen Land, wie's sich gebührt ...

Nun haben sie in Bern gesagt,
Es sei die Television
Recht schädlich für den Hirtensohn,
Gefährlich, tückisch und gewagt.

Es schwemme dieses Teufelsding
In unser Land nur fremdes Gut,
Das spritze Gift in unser Blut
Und es verdrehe uns den Gring.

Wir glauben, was man sagt in Bern.
Wir sind, daß man uns warnte, froh
Und hocken treu am Radio,
So haben es die Berner gern.
(Dieweil wohl hier des Pudels Kern.)

Robert Däster